

Gustav Schwab, Wilhelm Müller

und die

Schwäbische Dichterschule.



In Ludwig Umland, ihren wackern, ehrenvesten Altmeister her, reibt sich, eine lustige Cafelrunde, noch ein Kreis echt deutscher Dichter, die Alle aus derselben Quelle der Poesie schöpften, wie er; seine Schüler, würdig eines solchen Meisters und selbst, und nicht vergeblich, nach der Krone der Meisterschaft ringend. — Unter ihnen sind die Namen Gustav Schwab und Wilhelm Müller zuerst zu nennen.

Ohne uns jedoch an die Leistungen dieser beiden Männer ausschließlich zu halten, wollen wir zunächst einen Blick auf das Gesamtwirken aller, zu dieser Schule gehörenden Dichter werfen, um die Entwicklung und die Leistungen derselben deutlicher verfolgen zu können.

Wir haben schon einmal darauf hingedeutet, wie die gewaltigen Ereignisse der Zeit auch eine neue und erhöhte Lebensthätigkeit in der deutschen Poesie wachriefen und diese tritt wohl bei den schwäbischen Dichtern am meisten und deutlichsten hervor. — War das romantische Element zu tief im Wesen des deutschen Volks begründet, als daß es ganz und gar hätte verschwinden dürfen, so konnte doch unmöglich eine Poesie bei demselben Anklang finden, die sich in thänenreicher Sehnsucht nach der Vergangenheit erging, die sich in die dunklen Jergänge der Mystik verlor, wie dies besonders bei den Schülern Tieck's der Fall ist. Wie hatte man nöthig, sich länger mit Sehnsucht der Vergangenheit zu erinnern und mit Bewunderung an jene Helden zurückzudenken, die Blut und Leben für das Vaterland einsetzten. Eine solche Zeit hatte das Volk ja in sich selbst erlebt und nicht das Ritterthum allein, sondern das Volk selbst war es gewesen, welches Theil genommen an dem Kampfe und war eben durch diesen Kampf jenem bevorzugten Stande gleich gestellt worden, zu welchem es früher in sklavischer Abhängigkeit gestanden hatte. In diesem Geiste dichtete Umland die herrlichen Verse:

Da droben auf dem Hügel
Da steht ein kleines Haus,
Man sieht von seiner Schwelle
In's schöne Land hinaus!
Dort sitzt ein freier Bauer
Am Abend auf der Bank,
Er dengelt seine Sense
Und singt dem Himmel Dank.

I. Band. VIII. Heft.

Da drüben in dem Grunde,
Da dämmert längst der Reich,
Es liegt in ihm versunken
Eine Krone stolz und reich;
Sie läßt zu Nacht wohl spielen
Karfunkel und Saphir;
Sie liegt seit grauen Jahren
Und Niemand sucht nach ihr.

29

Und in diesem Sinne dachten und sangen alle die, welche groß geworden waren an der kräftigen markigen Poesie ihres Meisters. Da ist Keiner von ihnen klagend und trauernd um die Vergangenheit und weinend am Grabe gefallener Helden, die alten Hünengebilde steigen vielmehr hervor aus ihren Gräbern und erzählen uns ihre Thaten, uns auffordernd, ihrem Beispiele zu folgen. — Aber eben weil diese Poesie vorzugsweise eine Poesie der Freiheit ist, so entwickelt sie sich auch ohne alle Beschränkung und nach allen Seiten. Sie ist nicht bloß auf einige herrschende Ideen hingewiesen, sie bewegt sich nicht in einzelnen bevorzugten Anschauungen, sondern sie umfaßt das ganze unermeßliche Gebiet des poetischen Lebens. So sehen wir in der neuesten Zeit sich bei uns einen Reichthum von Poesie entfalten, wie ihn wohl kein Volk zu keiner Zeit aufzuweisen hat, und in jedem der einzelnen Dichter offenbart sich in der ihm zugehörnden Eigenthümlichkeit der Anschauung doch immer wieder das Grundelement, von welchem er, sich vielleicht selbst unbewußt, ausgegangen — die Freiheit. — Während Heine mit komischen Mitleid auf diejenigen herabblüht, die

„ihm so verzweifelt nachgedichtet“

rufft Uhland seinen Schülern die ermutigenden Worte zu:

„Zunge, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterswald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist dieiederfunkt gebannt;
Ausgestreuet ist der Saamen
Ueber alles deutsche Land.“

Den Geist dieser Worte finden wir denn auch bei allen zur schwäbischen Dichterschule gehörenden Sängern wieder, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn wir bei Vielen derselben manches Gedicht finden, das wohl besser nicht geschrieben wäre und das ziemlich deutlich ein, und noch dazu verunglücktes Nachahmen ihres Meisters verräth; aber nichtsdestoweniger ist diese Schule reich an echt poetischen Bestrebungen, welche uns jenes Ueberflüssige gern vergessen lassen.

So finden wir gleich bei Gustav Schwab, der wohl nach Uhland der Bedeutendste der schwäbischen Dichterschule ist, gerade in der Rhapsodie, zu welcher Dichtungsart wohl die meisten seiner epischen Gedichte gehören dürften, sehr häufig einen Mangel an aller poetischen Grundlage, so daß diese Gedichte zu einer gewöhnlichen Keimerei herabsinken, während einzelne dagegen, wie z. B. der Appenzeller Krieg zu dem Besten gehören, was je in dieser Beziehung geleistet wurde. Seine Balladen zeugen dagegen sämmtlich von einem echt poetischen Geist und haben durchweg einen klassischen Werth. So ist z. B. „das Mahl zu Heidelberg“ eine Dichtung, die dem Uhland'schen „Schenk von Limburg“ vollständig gleich gestellt zu werden verdient. Eine bekannte und an sich ganz gewöhnliche Anekdote ist hier zu einem reich poetischen Gemälde umgeschaffen, und diese schöpferische Kraft spricht sich auch bei allen andern Dichtungen Schwab's dieser Art aus. Wir führen als deutlichsten Beweis hier die beiden Gedichte: „des Fischers Haus“ und „das Gewitter“ an (man vergleiche die beiden Gedichte weiter unten). Zu dem ersten dieser beiden Werke macht Schwab die Anmerkung, daß demselben eine wirkliche Begebenheit zum Grunde liege, die er in seiner Beschreibung des Bodensees mit folgenden Worten erzählt: „Im Jahre 1692 versank zu Gottlieben (einem Dorfe des Cantons Thurgau am Bodensee) bei einem starken Winde und einer fast unmerklichen Ederschütterung innerhalb drei Stunden das Ufer mit vier Häusern in den Untersee. Man glaubte, daß es von Karpfen und Forellen unterkressen worden sei.“ Diese einfache Thatsache hat dem Dichter den Stoff zu seinem wunderschönen Gedichte gegeben, in welchem er die Fische als eine, sich der stolzen Uebermacht des Menschen widersetzende Kraft darstellt und das Unterhöhlen des Ufers nicht als eine im Instinkt der Fische liegende Wirkung, sondern als eine Aeußerung ihres freien Willens, als einen Kampf gegen die Tyrannei eines übermächtigen Wesens betrachtet. Auch das zweite, vorher genannte Gedicht: das Gewitter, hat einen ebenso unbedeutenden Anlaß, den die Poesie des Dichters so schön zu gestalten wußte, und Schwab macht hierzu die folgende Anmerkung: „Am 30. Juni 1828 schlug der Blitz in ein von zwei armen Familien bewohntes Haus der württembergischen Stadt Tuttlingen und tödtete vier Personen weiblichen Geschlechts, Großmutter, Mutter, Tochter und Enkelin, die erste 71, die letzte 8 Jahr alt.“

Aber nicht allein die hier genannten, sondern auch die übrigen Balladen Schwabs sichern ihm unter Deutschlands Dichtern einen Namen, der zu den besten der Nation gezählt werden muß, und noch mehr und Besseres würde er geleistet haben, wenn er seiner eigenen Richtung getreu geblieben und weniger Uhland's Beispiel nachzustreben bemüht gewesen wäre. — Geboren wurde Schwab den 19. Juni 1792 zu Stuttgart, wo er das Gymnasium besuchte, dann in den Jahren 1809 bis 1814 Theologie in Tübingen studierte; nachher wurde er Repetent an dem theologischen Seminar der dortigen Universität und 1817 Professor am Gymnasium zu Stuttgart. Späterhin, 1837 nahm er die Stelle eines Pfarrers zu Gomaringen an.

Ebenfalls der schwäbischen Dichterschule gehörend, indessen mehr dem Lyrischen zugewandt, ist Justinius Kerner.

„Es war eine schöne Zeit in der bösen Napoleonischen“, sagt Fr. Strauß; „als die drei Dichter: Kerner, Uhland und Schwab zusammen in Tübingen studierten. Die klassische Form für die deutsche Poesie war durch Göthe und Schiller ercrungen, und so eben bestrebten sich die Romantiker, Ciek an der Spitze, ihr einen deuscheren, wärmeren, religiöseren Inhalt, und damit auch der Form theils mehr Innigkeit und volksmäßige Einfachheit, theils eine noch freiere Ungebundenheit zu verleihen. Unsere drei jungen schwäbischen Dichter, durch Talent und Neigung vorzugsweise zur Lyrik bestimmt, weitesterten in Liedern und Romanzen, von denen manche noch jetzt zu den schönsten Erzeugnissen deutscher Dichtung gehören. Doch ließ sich schon damals, und läßt sich überhaupt in den Dichtungen, namentlich von Uhland und Kerner, bereits die innere Verschiedenheit nachweisen, welche die beiden Männer nachher in so verschiedene Richtungen des Lebens und der Thätigkeit auseinander geführt hat. So oft wir auch beide auf demselben Gebiete treffen, so ist dieser gemeinsame Boden doch nicht das Feld, auf welchem jeder von Beiden die meiste Stärke besitzt. Um bei dem Unbestimmteren, wie, daß Uhland mehr verständig, plastisch, Kerner mehr empfindend und phantastisch ist, uns nicht aufzuhalten, so kann wohl am bezeichnendsten gesagt werden: Uhlands Gabe ist, sich in bestimmte menschliche Zustände hinein, Kerners, sich über sie hinaus zu empfinden. Die Situationen des Frühlings, der Reife, des Schäfers-, Sängers- und Ritterlebens sind es, in welche sich Uhland mit Liebe und Behagen zu versetzen und sie uns auf's Lebendigste vorzuführen weiß; Kerner'n dagegen treibt es nicht nur aus dem Menschentreiben in die Natur, aus der Ebene in die Berge und Wälder, sondern überhaupt aus der irdischen Fremde in die höhere Heimath, aus dem Leben in den Tod hinüber. Hierdurch fällt innerhalb des Bodens der Romantik selber wieder Uhland der klassischen, Kerner der romantischen Seite zu. Uhlands Muse, so oft sie auch in das Unendliche als solches hinüberstrebt, weiß sich doch noch öfter in ihren besten Erzeugnissen im Endlichen anzubauen, und in ihm das Unendliche zu finden; die Kerner'sche, obwohl es auch ihr in manchen Balladen und Liedern gelingt, im Diesseits sich zu befriedigen, zeigt doch ihren eigenthümlichen Charakter da, wo sie das gegebene Menschliche verflüchtigt und im Dufte der Sehnsucht in das Jenseits aufsteigen läßt. Was Wunder, daß, um im Bilde zu bleiben, die in's Jenseits aufgestiegenen Düste und Dünste oben zu gespenstigen Wolken zusammengerinnen, welche dann natürlich nicht unterlassen werden, manch spukhaftes Hagelkorn in unser Diesseits herabzuwerfen; so wie andererseits Uhlands Behagen am Diesseitigen, da es nur ein Behagen an den einfachsten sittlichen Elementarzuständen, wie Familien, altheutscher Staat als Zusammentritt freier Männer, Kerner's Liebe in ihren naivsten Formen ist, in ein Unbehagen an allem demjenigen umschlagen mußte, was in Staat, Sitte und Litteratur jetzt über jene Anfangsgründe hinausgeht.“

Ueber Kerners Leben fügen wir die kurze Notiz hinzu, daß derselbe am 18. Februar 1786 zu Ludwigsburg geboren wurde und Medizin in Tübingen studierte, wo er, wie aus dem vorigen Citat hervorgeht, mit Schwab und Uhland in freundschaftlicher Beziehung stand. Nachdem er zum Doktor promoviert, machte er mehre wissenschaftliche Reisen und wurde endlich Oberamtsarzt in Weinsberg. Nach ihm sind, als zur schwäbischen Dichterschule gehörend, noch Karl Maier, Karl Rudolph Canner, zuletzt Präsident des Obergerichts in Aarau, und Abraham Emanuel Fröhlich, Prediger und Lehrer ebendasselbst, zu nennen, von denen die beiden Ersteren mit Kerner große Aehnlichkeit haben. Fröhlich indessen hat jene Anschauung der Romantik, die ihn zu einem Jünger der schwä-

bischen Schule macht, in das Gebiet der Fabel übertragen und eine unbestreitbare Meisterschaft darin an den Tag gelegt. Schon dadurch haben seine Arbeiten ein besonderes Verdienst, daß er den Stoff zu ihnen, wie Sellert, und wie die Meisten seiner Vorgänger gethan, nicht aus alten Geschichten entlehnte, sondern der Natur selbst entnahm. Auch in der äußern Haltung haben seine Fabeln etwas Eigenthümliches, da sie ihrem Rhythmus nach an das Hrische grenzen. Gerade dies zeigt am deutlichsten, obschon es ihm von mehreren Seiten zum Vorwurf gemacht ist, daß sie aus der lyrischen Naturanschauung des Dichters entsprungen und ein unbedingt selbstständiges Werk seines Geistes sind.

Der Einfluß Uyland's auf die deutsche Poesie war indessen zu gewichtig, als daß er nur auf die engeren Grenzen seines Vaterlandes und die mit ihm in nähere Beziehung stehenden Personen, denselben ausgeübt haben sollte, und so begegnet uns denn auch im Norden Deutschlands so mancher Dichter, den wir nothwendig der schwäbischen Schule zugesellen müssen. Unter diesen ist Wilhelm Müller einer der Besten. Er wurde in Dessau am 7. October 1795 geboren und studirte bis zum Jahre 1812 Philosophie in Berlin. Beim Ausbruch des Krieges trat er als Freiwilliger in die preussische Armee ein, wo er die hauptsächlichsten Schlachten mitmachte und dann nach Berlin zurückkehrte, um seine Studien zu vollenden. Im Jahre 1817 unternahm er eine Reise nach Italien und wurde nach seiner Rückkehr in Dessau zum Professor und später zum Bibliothekar und Hofrath dafelbst ernannt. Er starb dort am 1. October 1827. Müllers sämtliche Dichtungen zeugen sowohl von einem großen Reichthum tiefpoetischer Gedanken, als auch von einer tiefgemüthlichen Innigkeit, die an manchen Stellen zu einer recht jovialen, ansprechenden Fröhlichkeit wied. So sind seine Lieder, in denen er die Natur schildert, und viele muntere, ansprechende Trinklieder, wie z. B. „die Arche Noah“, „Est, Est“ und mehre Andere. Nicht geringes Aufsehen erregten indessen bei ihrem Erscheinen, und sie verdienten dasselbe auch im hohen Grade, seine „Griechenlieder.“ Ein tiefes Gefühl, eine vollendete Sprache und poetische Auffassung zeichnen diesen Cyclus von Gesängen aus und besonders schön ist das, welches er „die letzten Griechen“ benannte, worin er seinen gerechten Schmerz über die Theilnahmlosigkeit der Europäischen Fürsten und Völker an die Leiden ihrer christlichen Mitbürger ausspricht und ihnen sagt, daß ihnen, welche griechische Sprache und Kunst zu verstehen vorgeben, doch das innerste Wesen jenes einst so berühmten Staates fremd geblieben sei, die Freiheit.

— „Was habt Ihr Völker denn gelernt von Hellas alter Kunst?
Frei sein! So heißt ihr erster Spruch.“

Und bei diesem Gefühl für das Unglück Anderer vergaß der Dichter auch des eigenen Vaterlandes nicht. „Der Adler von Arkona“ ist ein schönes Gedicht, in welchem er die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung des deutschen Reiches ausspricht und nicht minder bedeutungsvoll ist das, was er in dem „Hünengrab“ sagt. —

Dwar müßten wir bei dieser Gelegenheit noch der kräftigen gehaltvollen Poesie Eichendorf's und Hoffmann's von Fallersleben gedenken, die gleichfalls zu der schwäbischen Dichterschule gehören, da dieselben indessen in einem anderen Hefte eine ausführlichere Erwähnung finden werden, schließen wir hier und theilen einige Gedichte der oben genannten Dichter mit, die wir aus den betreffenden Sammlungen derselben entlehnen.

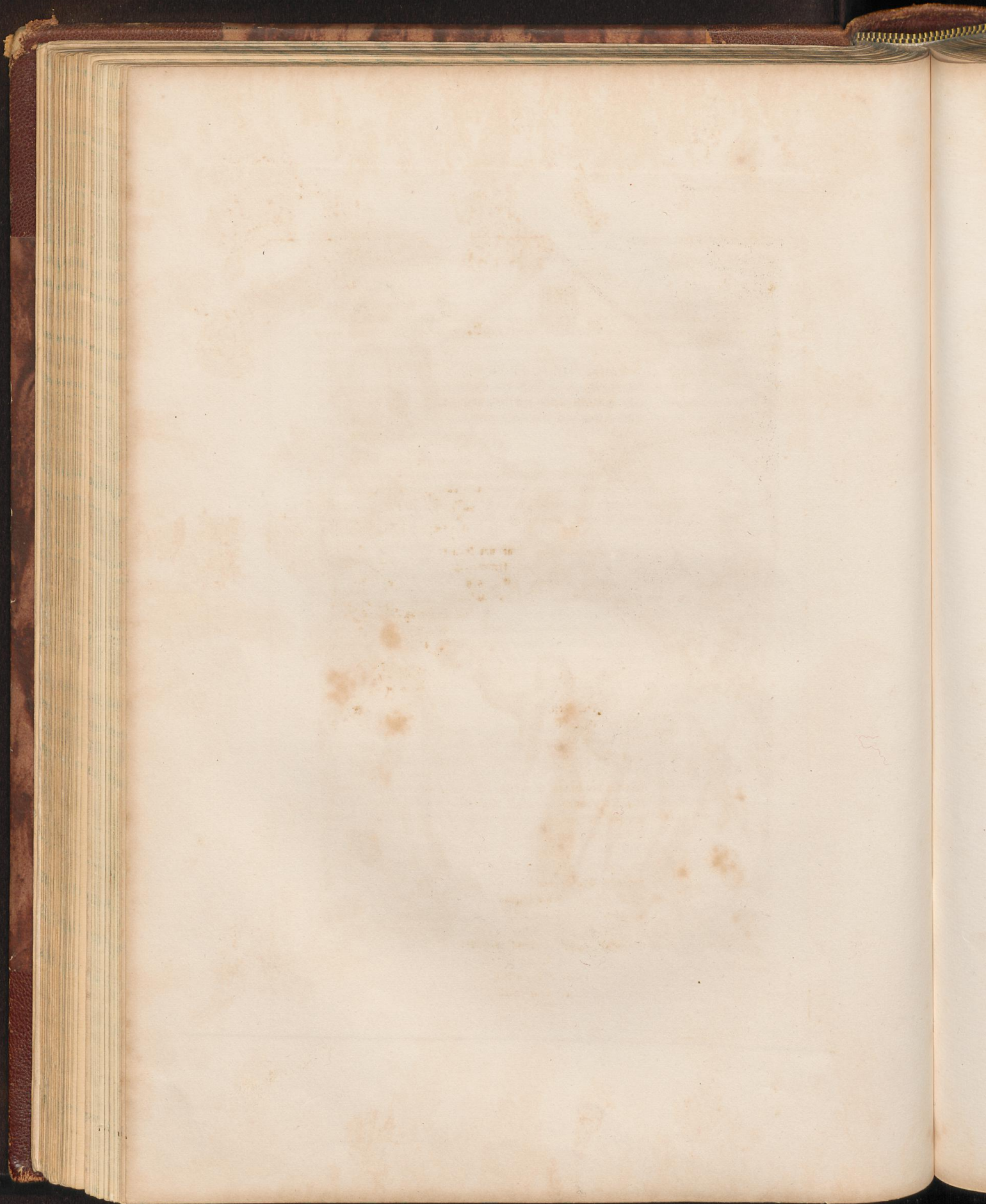
Lied eines abziehenden Burschen.

von G. Schwab.



gez. u. radirt v. A. Müller.

Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin.



Gustav Schwab.

Lied eines abziehenden Burschen.



emooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisters Haus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein.

Fahrt wohl ihr Straßen g'rad' und krumm,
Ich zieh' nicht mehr in euch herum,
Durchtön' euch nicht mehr mit Gesang,
Mit Lärm nicht mehr und Sporenklang.

Was wollt ihr Knechten all' von mir?
Mein Bleiben ist nicht mehr allhier,
Winkt nicht mit eurem langen Arm,
Macht mir mein durstig Herz nicht warm.

Hi, grüß' euch Gott, Collegia!
Wie steht ihr in Parade da.
Ihr dumpfen Säle groß und klein,
Jetzt kriegt ihr mich nicht mehr herein.

Auch du von deinem Siebeldach
Siehst mir umsonst, o Carcer, nach.
Für schlechte Herberg', Tag und Nacht,
Sei dir ein Pereat gebracht!

Du aber blüh' und schalle noch,
Leb' alter Wassenboden hoch!
Es stärkt den Geist die Wissenschaft,
So stärke du des Armes Kraft.

Da komm' ich, ach, an Liebchens Haus:
O Kind, schau noch einmal heraus!
Heraus mit deinen Auglein klar,
Mit deinem dunkeln Lockenhaar!

Und hast du mich vergessen schon,
So wünsch' ich dir nicht bösen Lohn;
Sich' dir nur einen Buhlen neu,
Doch sei er flott gleich mir und tren!

Und weiter, weiter geht mein Lauf,
Thut euch, ihr alten Thore, auf!
Leicht ist mein Sinn, und frei mein Pfad,
Gehab dich wohl, du Musenstadt!

Ihr Freunde, drängt euch um mich her,
Macht mir mein leichtes Herz nicht schwer,
Auf frischem Rosß, mit frohem Sang
Geleitet mich den Weg entlang.

Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von Einem Wein. —
Und nun denn, Brüder, sei's, weil's muß!
Das letzte Glas, den letzten Kuß!

Das Mahl zu Heidelberg.



Von Württemberg und Baden
Die Heere zogen aus,
Von Weß des Bischofs Gnaden
Vergaß das Gotteshaus;
Sie zogen aus, zu kriegen
Wohl in die Pfalz am Rhein,
Sie stehen da, sie liegen
Im Sommer Sonnenschein.

Umsonst die Redenblüthe
Sie trinkt mit mildem Dufte,
Umsonst des Himmels Güte
Aus Aehrenfeldern ruft:
Sie brannten Hof und Scheuer,
Das heulte Groß und Klein;
Da leuchtete vom Feuer
Der Neckar und der Rhein.

Mit Gram von seinem Schlosse
Sieht es der Pfälzer Feind;
Heißt springen auf die Rosse
Zwei Mann auf einen Sitz.
Mit enggedrängtem Volke
Sprengt er durch Feld und Wald,

Da ward die kleine Wolke
Zum Wetterhimmel bald.

Sie wollen seiner spotten,
Da sind sie schon umringt,
Und über ihren Rotten
Sein Schwert der Sieger schwingt.
Vom Hügel sieht man prangen
Das Heidelberger Schloß,
Dahin führt er gefangen
Die Fürsten sammt dem Troß.

Zu hinterst an der Mauer,
Da ragt ein Thurm so fest,
Der ist ein Sitz der Trauer,
Der Schlang' und Gule Nest;
Dort sollen sie ihm hüßen
Im Kerker trüb und kalt,
Es gähnt zu ihren Füßen
Ein Schlund und finst'rer Wald.

Hier lernt vom Grimme rasten
Der Württemberger Hß,
Der Bischof hält ein Fassen,
Der Markgraf läßt vom Kreuz.
Sie mochten schon in Sorgen
Um Leib und Leben sein,
Da trat am andern Morgen
Der stolze Pfälzer ein.

„Herauf, Ihr Herrn, gestiegen
„In meinen hellen Saal!
„Ihr sollt nicht ferner liegen
„In Finsterniß und Qual.
„Ein Mahl ist Euch gerüstet,
„Die Tafel ist gedeckt,
„Drum, wenn es Euch gelüstet,
„Versucht, ob es Euch schmeckt.“

Sie lauschen mit Gefallen,
Wie er so lächelnd spricht,
Sie wandeln durch die Hallen
An's gold'ne Tageslicht,
Und in dem Saale winket
Ein herrliches Gelag,
Es dampfet und es blinket,
Was nur das Land vermag.

Es sehten sich die Fürsten,
Da mocht' es seltsam sein!
Sie hungern und sie dürsten
Beim Braten und beim Wein.
„Nun, will's Euch nicht behagen?
„Es fehlt doch, häucht mir, nichts?
„Worüber ist zu klagen?
„An was, Ihr Herr'n, gebricht's?“

„Es schickt zu meinem Tische
„Der Obenwald das Schwein,
„Der Neckar seine Fische,
„Den frommen Trank der Rhein!
„Ihr habt ja sonst erfahren,
„Was meine Pfalz bescheert,
„Was wollt Ihr heute sparen,
„Wo Keiner es Euch wehrt?“

Die Fürsten sahen verlegen
Den Andern Jeder an;
Am Ende doch verwegen
Der Ulrich da begann:
„Herr, fürstlich ist Dein Bissen,
„Doch Eines thut ihm noth,
„Das mag kein Knecht vermessen!
„Wo ließeß Du das Brot?“

„Wo ich das Brot gelassen?“
Sprach da der Pfälzer Friß,
Er traf, die bei ihm saßen,
Mit seiner Augen Blick;
Er that die Fenstertürten
Weit auf im hohen Saal,
Da sah man aller Orten
In's offne Neckarthal.

Sie sprangen von den Stühlen
Und blickten in das Land,
Da rauchten alle Mühlen
Rings von des Krieges Brand;
Kein Hof ist da zu schauen,
Wo nicht die Scheune dampft,
Von Rosses Huf und Klauen
Ist alles Feld zerstampft.

„Nun spricht, von wessen Schulden
„Ist so mein Mahl bestellt?“

„Ihr müßt Euch wohl gebulden,
„Bis Ihr besä't mein Feld,
„Bis in des Sommers Schwüle
„Mir reiset Eure Saat,
„Und bis mir in der Mühle
„Sich wieder dreht ein Rad.“

„Ihr seht, der Westwind sächelt
„In Stoppeln und Gesträuch,
„Ihr seht, die Sonne lächelt,
„Sie wartet nur auf Euch!
„Drum sendet flugs die Schlüssel
„Und öffnet Euren Schatz,
„So findet bei den Schlüssel
„Das Brot den rechten Platz!“



Des Fischers Haus.

„Sein Haus hat der Fischer gebaut,
Es steht dicht an den Wellen,
In der blauen Flut sich's beschaut,
Als sprach es: wer kann mich fällen?“

Die Mauern, die sind so dicht,
Voll Korn und Wein sind die Räume,
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.

Und Neben winken herein
Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die einhaucht nur der West mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen,
Umsonst Ihr Euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, Ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm Euch zieht
Im engen Garn an's Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.

Aufsteiget kein Wasserweib,
Euch zu retten, Ihr stillen, Ihr guten!
Und lockt mit dem seligen Leib
Ihn hinab in die schwellenden Fluten.

„Ich bin der Herrscher im See,
„Ein König im Reiche der Wogen!“
So spricht er und schnell in die Höh'
Den schweren Angel im Wogen.

Und Guter Leben ist aus,
Der Fischer, mit frohem Behagen
Er tritt in das stattliche Haus
Am den harten Stein Guch zu schlagen.

Er legt sich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen; —
O Nacht, so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf' und Forelle
Da nagt's mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unter's Ufer im Duelle.

Und frühe beim Morgenvoth
Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Nacht schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen;
Bis daß die schweigende Flut
Ist unter das Haus gedrunken;

Bis daß in sinkender Nacht
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, kracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Ausgießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen,
Er schlängt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder,
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind,
In dumpfer Stube beisammen sind;
Es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Wie will ich spielen im grünen Hag,
„Wie will ich springen durch Thal und Höhn,
„Wie will ich pflücken viel Blumen schön;
„Dem Ager, dem bin ich hold!“ —
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Da halten wir alle fröhlich Gelag,
„Ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
„Das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
„Dann scheint die Sonne, wie Gold!“ —
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Großmutter hat keinen Feiertag,
„Sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
„Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;
„Wohl dem, der that, was er sollte!“ —
Hört Ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
„Am liebsten morgen ich sterben mag:
„Ich kann nicht singen und scherzen mehr,
„Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
„Was thu' ich noch auf der Welt?“ —
Seht Ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
Es flammt die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind,
Vier Leben endet Ein Schlag —
Und Morgen ist's Feiertag.

Alexander Ypsilanti.

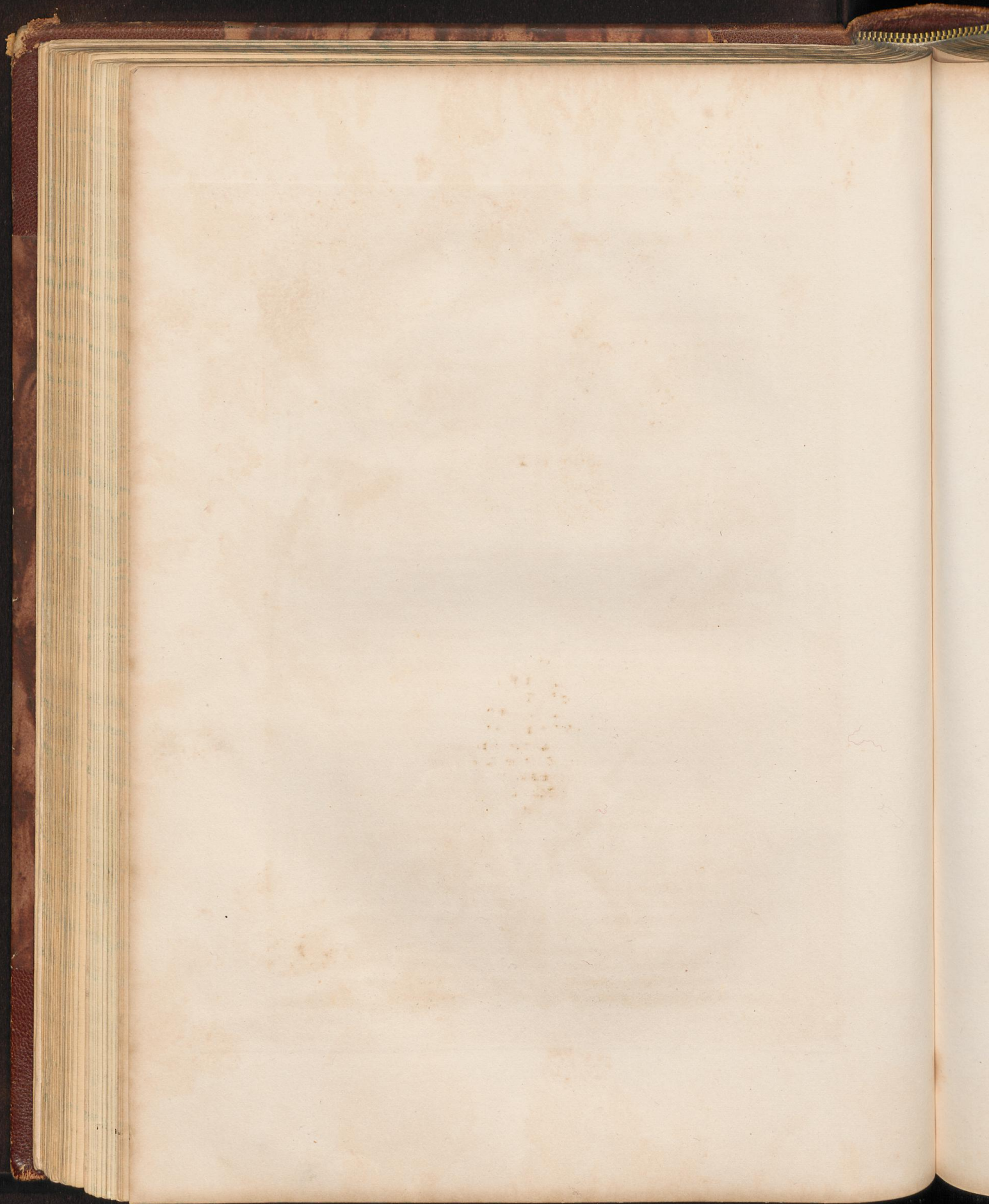
von W. Müller.



Alexander Ypsilanti!
Sei geprieselt und fähle
Muth!

gez. u. radirt von A. Müller.

Verlag von A. Hofmann & Comp in Berlin.




Wilhelm Müller.

Alexander Ypsilanti auf Munkacs.



Alexander Ypsilanti saß auf Munkacs hohem Thurm,
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm;
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin,
Und der Griechenfürst ersenkzte: „Ach, daß ich gefangen bin!“
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Lieg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!“
Und er öffnete das Fenster, sah' in's öde Land hinein,
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.
Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir Keiner Botschaft her
„Aus dem Lande meiner Väter?“ und die Wimper ward ihm schwer,
War's von Thränen, war's von Schlummer, und sein Haut sank in die Hand.
Seht! sein Antlitz wird so helle, träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Helbenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti! sei gegrüßt und fasse Muth!
„In der engen Felsengasse, wo geflossen ist mein Blut,
„Wo in Einem Grab die Asche von dreihundert Spartanern liegt,
„Haben über die Barbaren freie Griechen heut' geslegt.
„Diese Botschaft Dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt,
„Alexander Ypsilanti! frei wird Hellas' heil'ges Land!“
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!“
Und er fühlt, von Freundenthänen sind ihm Aug' und Wangen naß.
Horch! es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwieger in dem Monden=Strahl er wiegt.

Die Schärpe.

s war eine Königstochter,
Blauäugig, lilienchlanf,
Die spann eine silberne Schärpe
Viel Sommermonde lang.

Sie saß auf höhern Stühle
Vor ihres Schlosses Thür
Im hellen Mondenscheine,
Und webte für und für.

Da zogen viele Ritter
Alltäglich aus und ein,
Und jeder dacht' im Herzen:
Wes wird die Schärpe sein?

Sie sah nicht auf vom Werke,
Hielt keiner Frage Stand;
Sie stickte ihren Namen
Schwarz in das weiße Band.

Da kam ein Sturm gestogen
Hoch von den Bergen her,
Und riß vom leichten Rahmen
Die Schärpe fort in's Meer.

Die Magd saß unbetroffen,
Als müßt' es also sein,
Stand auf von ihrem Sessel
Und ging zur Kammer ein.

Sie zog aus ihrer Lade
Ein schwarzes Trauerkleid, —
Wer trug um eine Schärpe
Wohl je so schweres Leid?

Drei Tage und drei Nächte
Sie saß in dunkler Tracht:
Da tönt das Horn des Wächters
Wohl in der dritten Nacht.

Ein Bote hält am Thore,
Trägt ferne Kunde her:
Gefcheitert schwimmt die Flotte
Des Königs auf dem Meer,

Und an das Ufer werfen
Die Wogen mit der Fluth
Viel edle Heldenleichen
Viel reiches Heldegut.


Es stand die Königstochter
An ihrem Fensterlein:
„Sag', Bote, was flattert am Arme
„So hell Dir im Mondenschein?“

„Es ist eine silberne Schärpe,
„Die bring' ich her vom Strand,
„Da wand ich einem Ritter
„Sie aus der starken Hand.“

„„Deß thätst Du Dich nicht rühmen,
„„Wenn der am Leben wär'!
„„Geh', trag' ihm Deine Beute
„„Zurück zum blauen Meer,““

„„Und wenn ihr ihn begrabet,
„„Legt auch die Schärpe bei,
„„Und neben seinem Lager
„„Laßt eine Stätte frei!““

Versprochen und zerbrochen.

e manches Glas bezahl' ich hier
Und hab' es nicht zerbrochen!
Auch nicht ein Küßchen gießt du mir
Und hast so viel versprochen.

Und küßest du mich heute nicht,
Will ich bis morgen zehen;
Und wenn mir die Geduld zerbricht,
Mag auch ein Krug zerbrechen.

Die Arche Noäh.

Das Essen, nicht das Trinken,
Bracht uns um's Paradies.
Was Adam einst verloren
Durch seinen argen Biß,
Das giebt der Wein uns wieder,
Der Wein und frohe Lieder.

Und als die Welt auf's Neue
In Bauchs Luft versank
Und in der Sünde Fluten
Die Creatur erkrank,
Blieb Noah doch am Leben,
Der Pflanze edler Neben.

Er stoh mit Weib und Kindern
Wohl in sein größtes Faß,
Das schwamm hoch auf den Fluten,
Und Keiner wurde naß.
So hat der Wein die Frommen
Dem Wassertod entnommen.

Und als die Flut zerronnen,
Da blieb das runde Haus
Auf einem Berge sitzen,
Und Alle stiegen aus,
Begrüßten froh das Leben
Und pflanzten neue Neben.

Das Faß blieb auf dem Berge
Zum Angedenken stehn:
Zu Heidelberg am Neckar
Könnt ihr es selber sehn.
Nun wißt ihr, wer die Neben
Am Rhein uns hat gegeben.

Und will noch Einer wagen
Den heil'gen Wein zu schmähn,
Der soll in Wasserfluten
Erbärmlich untergehn. —
Stoßt an und singt, ihr Brüder:
„Der Wein und frohe Lieder!“

Höhen und Thäler.

Ein Mädchen wohnt im Niederland
Und ich wohn' auf der Höh',
Und daß so steil die Berge sind,
Das thut uns Beiden weh.

Ach Felsen, ihr hohen Felsen, ihr!
Wozu seid ihr doch da?
Wenn's überall sein eben wär',
So wär' mein Schatz mir naß!

Der Vater spricht: „Bleib' hier, mein Sohn,
„Und bring' Dein Weib herauf!“
Das Mädchen spricht: „Es kann nicht sein,
„Mein Haus ich nicht verkauf!“

Ach Felsen, ihr hohen Felsen, ihr,
Wenn ihr doch sinket ein! —
Dann wär' der Streit ja gleich vorbei
Und's Mädchen wäre mein. —

Der Schiffer auf dem Festlande.

Vor meines Vaters Hause,
Nicht ferne von dem Strand,
Da liegt ein alter Nachen,
Bedeckt mit Schilf und Sand.

Und wenn die Boote segeln
Hinaus zum Häringfang,
Dann kracht der alte Nachen
Und macht die Fischer bang.

War einst der schönste Nachen,
Trug einst den schönsten Mann;
Den Mann verschlang die Woge,
Den Nachen trieb sie an.

Da ließen sie ihn liegen,
Wohin ihn warf die Flut —
Wie läg' ich still im Lande
Mit meinem Schifferblut?

Christian Justinus Kerner.

Kaiser Rudolph's Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Gernersheim,
Stark am Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolph,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er spricht: „Ihr guten Meister!
„Merzte! sagt mir ohne Zagen:
„Wann aus dem zerbroch'nen Leib
„Wird der Geist zu Gott getragen?“

Und die Meister sprechen: „Herr,
„Wohl noch heut' erscheint die Stunde.“
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!“

„Auf, nach Speyer! auf, nach Speyer!“
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
„Liegt begraben, sei's vollendet!“

„Was't die Hörner! bringt das Noß,
„Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd stehn die Diener all,
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampfs, zum ew'gen Frieden.“
Spricht er, „trage, treuer Freund,
„Setz den Herrn, den lebensmüden!“

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Kofse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Frauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Messe nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmüth'svolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelslust
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau'n
Weinend ihm entgegenwallen.

In den hohen Kaiser'saal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf gold'nem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heiligen Leib!“
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt sich sein Gesicht,
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und entschlummert sitzt der Held,
Himmelsruh' im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk
Schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Der Wassermann.

Es war in der Maien lindem Glanz
Da hielten die Jungfern von Tübingen Tanz.
Sie tanzten und tanzten wohl allzumal
Um eine Linde im grünen Thal.
Ein fremder Jüngling im stolzen Kleid
Sich wandte bald zu der schönsten Maid.
Er reicht ihr dar die Hände zum Tanz,
Er setzt ihr auf's Haar einen meergrünen Kranz.
„O Jüngling! warum ist so kalt Dein Arm?“
In Nektars Tiefen da ist's nicht warm.
„O Jüngling! warum ist so bleich Deine Hand?“
In's Wasser dringt nicht der Sonne Brand!
Er tanzt mit ihr von der Linde weit.
„Laß, Jüngling! Horch, die Mutter mir schreit!“
Er tanzt mit ihr den Nektar entlang:
„Laß, Jüngling! weh', mir wird so bang!“
Er faßt sie fest um den schlanken Leib:
Schön Maid! Du bist des Wassermanns Weib!
Er tanzt mit ihr in die Wellen hinein:
„O Vater und o du Mutter mein!“
Er führt sie in einen krystallinen Saal:
„Ade, ihr Schwestern im grünen Thal!“

Der Hürgerwall.

Hürterthum kann nimmer heißen
Sichrer Wall um's Königshaus,
Seit ihr Kleid von Stahl und Eisen
Zogen alle Ritter aus.

Seit sie tragen mit Behagen
Schlüssel an der Schwertler Statt,
Seit sie mit der Feder wagen
Sich in's Feld, in's Zeitungsbblatt.

Seit statt fester Burgeshallen
Hölzern steht im Thal ihr Haus,
Seit sie leicht und lustig wallen,
Ist es mit den Rittern aus.

I. Band. VIII. Heft.

Was noch scheint, ist Glühwurms Schimmer
In verwittert' Stein und Moos;
Jener Wall, der liegt in Trümmer,
Doch ein and'rer wölbt sich groß;

Bürgerthum ist der geheiß'n,
Schließt sich fest um's Königshaus;
Heil! in solchem Wall von Eisen
Hält es jeden Donner aus.

Spindelmann's Rezension der Gegend.

Näher muß ich jetzt betrachten
Diese Gegend durch das Glas;
Sie ist nicht ganz zu verachten,
Nur die Fern' ist allzuläß.

Jene Burg auf steiler Höhe
Nenn' ich abgeschmackt und bumm,
Meinem Auge thut es wehe,
Wie der Fluß, der gänzlich krumm.

Jene Mülh' in wüsten Klüften
Giebt mir gar zu rohen Schall;
Aber ein gesundes Düften
Weht aus ihrem Gelsstall.

Daß hier Schlüsselblumen stehen,
Hätt' ich das nur eh' gewußt!
Muß sie schnell zu pflücken gehen,
Denn sie dienen meiner Brust.

Kräuter, die zwar farbig blühen,
Doch zu Thee nicht dienlich sind,
Doch nicht brauchbar sind zu Bräusen,
Ueberlass' ich gern dem Wind.

Zwei Särge.

Zwei Särge einsam stehen
In des alten Domes Gut,
König Dttmar liegt in dem einen,
In dem andern der Sänge ruht.

Der König saß einst mächtig
Hoch auf der Väter Thron,
Ihm liegt das Schwert in der Rechten,
Und auf dem Haupte die Kron'.

Doch neben dem stolzen König,
Da liegt der Sänger traut;
Man noch in seinen Händen
Die fromme Harfe schaut.

Die Burgen rings zerfallen,
Schlachtruf tönt durch das Land,
Das Schwert, das regt sich nimmer
Da in des Königs Hand.

Karl Mayer.

Die Blumen.

Blumen, eure lieben Augen
Sollten nicht zum Sehen taugen?
Lieblinge des Angesichts,
Schautet Ihr vom Maie Nichts?

Ihr entzücktet Erd' und Lüfte
Und entbehrtet Blick und Düste,
Und der Vogel fand' Euch taub,
Der Euch preist aus jungem Laub?

Sagt man nicht, daß selbst die Seele
Eurer süßen Unschuld fehle?
Blumen, Ihr beglücktet nur,
Selbst verwaist von der Natur? —

Doch wer kennt die stillen Sinne
Eurer Maienlust und Minne?
Selbge Blumen, Ihr nur wißt,
Welches Glück Euch eigen ist!

Schlaflos in der Nachtherberge.

Nicht unter diesem Schlafgemach,
Ich hör' es, sind die Misse wach.
Wie sie den edlen Muth verdampfen,
Unmächtig zwar, durch Stöhnen, Stampfen!

Ha! weiß ich doch im eignen Muth
Jetzt eben, wie's der Seele thut,
Die Freiheitsahnungen verwirren,
Wenn Bande pressen, Fesseln klirren.

Umfonkt.

Sie Wolken, die dort oben reifen,
Der Raben lauter Wanderflug,
Die Gile selbst der Waldameisen
Entsprechen meiner Wünsche Zug.

Doch ach! der Klage laut der Bäume,
Hinausgesendet in den Wind,
Sagt, wie hienieden viele Träume
Gefangene der Schalle sind.

Des Windes Klage.

Ind, ich höre durch die Eichen
Dich im Hauch der Wehmuth streichen,
Wenn Du lauter flüster magst,
Sag' mir, was Du heute klagst?

Ist das Blondhaar der Germanen,
Ginst Dein Spiel auf Waldeshahnen,
Das nun Dein Grinn'ungshauch
Schuldig sucht durch Wald und Strauch?

Sprich, Dein freies Thun gewann es
Lieb den Sinn des deutschen Mannes,
Dessen Brust geathmet nur
Sitte, Freiheit und Natur?

Daß kein solches Volk mehr wohne
Unter heil'ger Eichenkrone,
Klagt Dein Sausen durch den Hain?
Klag', ich stimme mit Dir ein.

Karl Rudolph Lamer.

Mutterglick.

Du weinest, Kind, an meiner Brust?
Sag' an, Du junges Licht,
Wer schon in Deine erste Lust
Dir solche Dornen schießt,
Hier in der Treue sicherem Arm,
Am Mutterbusen warm?

Doch, weine nur, das Menschenherz
Ist einmal so bestellt,
Daß sich die Freude mit dem Schmerz
Im tiefsten Grund gesellt,
Daß oft in Glückesüberfluß
Die stille Wehmuth weinen muß.

Und wie die Mutter singt, erglänzt
Ihr Blick, die Thräne quillt,
Wie, wann es in den Thalen lenzt,
Der Weinstock überschwillt.
Die Thräne, die sich reich ergießt,
Ist Seligkeit, die innen spriest.

Herbstabend.

Gothe Wolken sind geschichtet,
Lagen mild in's Abendgold;
Doch der Mond, so blaß und hold,
Hat sein scherzreich Lied gedichtet.

„Ach, daß stets der dunklen Trauer
Unserer Freuden Schwestern sind!“ —
Dies im Nachthauch haltet der Wind
Durch des Waldhangs Gespenschaar.

Im Gewitter.

Die Schwalben fliegen bang und tief
Auf nächtlich düstern Gründen hin;
Ein Regenschauer brauset schieß
Und wandelt schwarz, das Licht entschließ.

Ich aber, schauend, hoffe gar,
Den Schmerz besiegt der feste Sinn:
Je dunkler ist die Wolkenschaar,
Je schneller wird der Himmel klar.

Abraham Emanuel Fröhlich.

Ellengröße.

Die Pappel spricht zum Bäumchen:
„Was machst Du Dich so breit
„Mit den geringen Pfläumchen?“

Es sagt: „Ich bin erfreut,
„Daß ich nicht bloß ein Holz,
„Nicht eine leere Ränge!“

„Was!“ ruft die Pappel stolz,
„Ich bin zwar eine Ränge,
„Doch eine lange, lange!“

Herablaffung.

„**S**unker Storch, ich kann's nicht deuten,
Sagt ihm eine von den Tauben,
„Daß Sie Dinge sich erlauben,
„Die selbst an gemeinen Leuten
„Wir für unanständig halten.
„Ihren Adel zwar, den alten,
„Den bezweifeln nur die Thoren;
„Denn sie sind ja hochgeboren,
„Auch ein Weitz- und Vielgereifter,
„Ein nach jedem Land Gespeifter,
„Und Sie haben wohl viel hundert
„Schönaussichten angewundert.
„Klar ist's an den hohen Sitten,
„Wie die Leute Sie behandeln,
„An den würdevollen Schritten,
„Wie Sie unter ihnen wandeln.
„Aber daß Sie sich vergessen,
„Bienen und Gewürm zu essen,
„Das verdient doch wirklich Tadel!“

„Laß sie,“ sagt er, dieses Schwätzen!
„Just darin besteht der Adel,
„Ueber solches sich hinwegzusetzen.“

Volksvertreter.

„**E**rkennung eigner Rechte
Gaben einst die Wohlgeborenen
Auch den Schafen, den geschornen.
Und es wählten die Ehrerthen,
Daß er kräftig sie verfechte
Einen von den Hochgeehrten.“

Dieser, an den Hof gekommen,
Wurde freundlich aufgenommen,
Und die Hunde, die Minister,
Haben höflich ihn berochen,
Selbst der Leu hat mit Geflüster
Etwas zu dem Mann gesprochen.

Und er fand ein herrlich Leben,
Denn es ward ihm Korn gegeben;
Drum er denn auch „Ja“ sagte
Zu dem Allen, was man sagte.

Zionsnachtwächter.

„**E**r Adler sprach von seiner Bonne:
Hineinzuschauen in die Sonne,
Den heißen Staub aus niedern Pfaden
In Alpenlüften abzubaden.“

Der Uhu, welcher dieses hört,
Fühlt hart im Glauben sich gestört,
Und predigt seiner Eulgemein:
„Der Adler muß ein Ketzer sein,
„Er würde sonst in unsern Weisen
„Der Wälder heil'ges Dunkel preisen,
„Des Frommen Wohnung bei der Gruft.“

„Ja,“ sagt der Aar, „das heißt beweisen!
„Ich laß Dir Deinen Uhu glauben,
„Den meinen kannst Du mir nicht rauben!“
Und flog empor zur Himmelsluft.